

frem-
sonst
nieder
hatte,
raus-
huben

Unter der Brücke.

leitete
ama,
ama-
hatte
, die
besten,

Die Gäste im Graben.

Theodors Vater war Werkmeister in der kleinen Stadt Weilburg, er hatte sich in der Vorstadt ein eigenes Haus gebaut, darin war es recht vergnüglich zu wohnen.

Auf der einen Seite des Hauses war ein kleines Blumengärtchen, in dem pflanzte seine Mutter die allerschönsten Rosen und Nelken und Rittersporn, durch den Zaun schlangen sich farbige Winden, und wenn schon alle andern Blumen verwelkt waren, so blühten noch Asters in allen Farben darin.

Auf der andern Seite war aber ein schöner gepflasterter Hof, der war Theodor und seinen Kameraden noch lieber als das Baumgärtchen. Im Hofe lagen immer viele Balken und Bretter, aus denen man später Häuser baute, auch war ein Schuppen daneben, in dem Steine behauen wurden. Da konnte man prächtig Versteckens spielen und Räubers, und sonst allerlei schöne Spiele. Abends fanden sich da Theodors Kameraden zusammen, und es ging oft gar wild und lustig zu in Freisingers Hof.

Alle Abende mochten die Buben aber doch nicht im Hofe spielen, sie zogen auch manchmal hinaus auf die Schafwiese oder auch in den Graben; das war gar ein lustiger Tummelplatz. Da konnte man am Besten Festungerobers oder andere Räuberspiele treiben, denn im Graben war auch ein prächtiges Gefängniß, in dem Feinde und Deserteure eingesperrt wurden.

Die Stadt Weilburg war in alten Zeiten ringsum mit hohen Mauern und Thürmen eingefast gewesen; rings um die Mauern war ein tiefer Graben, früher mit Wasser gefüllt, daß im Krieg die Feinde nicht hatten hinüber können. Jetzt war ein Theil der Mauern eingerissen, der Graben war trocken und wuchs schönes grünes Gras darin, war auch im Winter eine herrliche Schlittenbahn. Ueber den Graben führte von der Stadt eine starke Brücke und unter der Brücke waren die schönen Gefängnißlöcher; die Gefangenen fürchteten sich freilich ein Bißchen darin, das war aber gerade so angenehm gruselig.

Es war an einem schönen Samstag Nachmittag, als die Buben wieder auszogen, um ein ganz großartiges Räuberspiel im Graben zu beginnen; da standen sie aber verwundert still, es waren schon Leute

Wilderdmuth, Aus der Kinderwelt. 2. Aufl.

da drunten. Es stand da ein bedeckter Karren; ein gar dürres, elendes Kößlein war daran ausgespannt und graste an dem grünen Rain; zwei sehr schmutzige, zerlumppte kleine Buben tummelten sich herum, denen schien es wohl zu gefallen in dem weichen Gras. Auf der Seite bei dem Karren stand ein schwarz und rußig aussehender Mann, der eine große Kohlenpfanne und allerlei Geräthe auspackte und scheint's ein Feuerchen anzünden wollte; die Schulknaben stellten sich mit offenen Mäulern höchst verwundert im Kreis um diese Anstalt; einige schlichen dem Wagen näher, um unter das Tuch zu schauen, aber sie wichen ängstlich zurück, als sie da drinnen seufzen und stöhnen hörten.

Jetzt aber wurde es erst wichtig! Der Polizeieinspektor kam herbei. Nun erst sperreten die Buben die Mäuler auf! Sonst waren sie freilich gewohnt, davon zu springen, wenn sie ihn von weitem sahen, weil er sie oft verfolgte, wenn sie an verbotenen Orten Schlitten gefahren waren, oder Brunnen verderbt hatten, oder sonst einen Unfug gemacht; aber diesmal kam er ja nicht ihrthalben und sie schauten vergnüglich zu, was werden sollte. Der Polizeieinspektor war eigentlich der einzige Polizeidiener von Weilburg, man hatte ihm nur einen so vornehmen Namen gegeben, damit die Leute desto mehr Respekt haben sollen. Vorher hatte man nur einen Büttel gehabt, der in einem uralten, langen Soldatenrock mit einem langen Stecken herumgelaufen war, um Bettelkinder, unartige Buben und naseweise Gänse aus dem Weg zu jagen: seit sechs Monaten aber war der Polizeieinspektor ernannt; dem sah es in seiner grünen Uniform mit preußischem Hut und Degen kein Mensch mehr an, daß er ein Bäcker gewesen war, der kein Brod mehr backen konnte, weil er kein Mehl hatte, und kein Mehl, weil er kein Korn konnte mahlen lassen, und kein Korn kaufen, weil er kein Geld dazu gehabt.

„Was hat Er da zu schaffen?“ schrie der Polizeieinspektor den rußigen Mann an, „wie ist Er da hereingekommen mit seiner Lumpenfuhr? Weiß Er nicht, daß das ein Stadtgraben ist, und nicht ein Futterplatz für Schudlersgäule?“

Der Mann hatte sehr Respekt vor dem Degen und der Uniform. „Erlauben Sie,“ sagte er, und langte wie ein Soldat an seinen alten, schäbigen Hut; abziehen konnte er ihn nicht, sonst wäre er auseinander gegangen; „erlauben Sie, wir sind gerade keine Schudler, ich bin ein reisender Blechner, oder Klempler, oder Flaschner, wie man's gerade heißt. Ganz da drunten, wo der Graben nicht so tief ist, bin ich mühsam 'reingefahren.“

„Ja warum ist Er nicht draußen geblieben?“ „Erlauben Sie, weil man uns in kei'm Wirthshaus hat behalten wollen, und mein Weib im Wagen da drin ist so übel auf, die kann nicht mehr weiter.“ Aus dem Wagen stöhnte wieder kläglich das kranke Weib.

Es gab keine Händel, auf die sich die Schulknaben in der Stille gefreut hatten; der Polizeidiener ging brummend fort, und so lang die andern Knaben noch immer die fremden, zerlumpten Kinder anguckten, schlich Theodor ganz heimlich zu einem von ihnen und bot ihm sein Brod und seine Birn, etwas ängstlich und von weitem, als ob er fürchtete, der fremde Junge könnte ihn beißen. Der brach sehr eifrig das Brod entzwei und gab seinem Bruder die Hälfte, auch von der Birn

ließ er ihn abbeißen; die andern Knaben guckten mit stummer Verwunderung zu, wie es dem Fremden schmeckte. Der dicke Fritz meinte: „'s ist gut, daß ich mein Brod gegessen hab', ich hätt's sonst vielleicht auch hergegeben, dann hätt' ich ja kein's mehr gehabt.“ Der Polizeinspektor kam wieder und sah nicht mehr so grimmig aus, weil er diesmal seinen Schnurrbart aufwärts gedreht hatte, was ihm immer ein munteres und leutseliges Ansehen gab. „Ihr könnt Eure Fuhr wieder herausziehen,“ sagte er zu dem Klempler, „Euer Weib nimmt man im Armenhaus, Ihr mit den Buben könnt sehen, wo Ihr unterkommt.“

Als der Mann gar langsam den Karren mit dem stöhnenden Weib herausführte, begleitete noch eine Parthie Buben das Fuhrwerk; Theodor war heimlich davon gelaufen zu seiner Mama, ganz in der Stille, denn die andern Jungen lachten ihn gar oft aus, und schimpften ihn „Mamakinde,“ weil er so gar oft bei seiner Mutter etwas zu sagen oder zu fragen hatte. Diesmal hatte er ihr nur geschwind erzählen müssen, was im Graben für arme Leute seien und ein Weib, die man gar nicht sehen könne, die aber so kläglich stöhne. Theodor hatte gemeint, es wäre am Besten, wenn man alle die armen Leute gleich in's Haus nähme und den dürren Gaul zu Papas Braunen in den Stall stellen würde. Das ging nun freilich nicht, auch verbot die Mutter Theodor, zu nahe an den Wagen zu gehen, weil man nicht wisse, ob nicht ansteckende Kranke darin seien, doch gab sie ihm ein altes Hemd und ein Töpfchen mit etwas Wein für das franke Weib.

Gar trübselig fuhr der arme Mann mit seinem Karren dem Armenhause zu, traurig zottelten seine zerlumpten Buben nebenher; die Schulknaben folgten in einiger Entfernung. Fast schüchtern kam Theodor näher und bot dem Mann das Hemd und den Wein; der schaute ganz verwundert auf das Kind, es war seit lange niemand freundlich gegen ihn gewesen; dann gab er die Sachen hinein dem franke Weib. „O vergelts Gott, vergelts Gott viel tausendmal!“ hörte Theodor erfreut die Kranke sagen. Er ging still nach Haus, daheim fiel er seiner Mama um den Hals und küßte sie, sagte aber kein Wort. Am Nachmittag spielte er wieder lustig mit seinen Kameraden, diesmal lachten sie ihn aber nicht aus, schimpften ihn auch nicht Mamakinde.

Die Knaben stellten sich am andern Tag bei Zeiten in dem Graben ein, und sie fanden da richtig die fremden Leute wieder. Niemand hatte den Mann mit seinen zerlumpten Kindern über Nacht behalten wollen, so hatten sie in ihrem Karren geschlafen; nun aber hatte der Klempler einen kleinen Ofen aufgestellt, ein Feuerlein darunter angezündet und angefangen allerlei zerbrochene Sachen zu löthen, die seine Buben von den Leuten zusammengeholt hatten. Das war für die Schulknaben gar lustig zum Zusehen und sie hätten gern auch Feuer angezündet, nur erlaubte es ihnen der Polizeinspektor nicht.

Es kam nun hie und da vor, daß einer der Schulknaben den fremden Kindern ein Stück Brod oder einen Apfel brachte, Mehgers Fritz sogar eine Wurst, was mit großem Vergnügen aufgenommen wurde; mit den armen Knaben sprechen oder spielen mochte aber Keiner.

gefielen ihnen ihre Krausköpfe selber, wie sie sie in dem kleinen See unten am Graben anschauten, nur etwas gelb und bleich sahen sie aus, weil sie fast nie recht zu essen hatten.

Theodor brachte ihnen heut ein altes Jäckchen, das er der Mutter für sie abgebetzelt hatte; Stadtschreibers Karl, sein bester Kamerad, den es gleich gereut hatte, daß er ihn gestern ausgelacht und im Stich gelassen hatte, der brachte ein altes Wamms: da kamen sich die armen Buben wie Prinzen vor und der Vater sagte, fast verwundert: „s gibt doch auch noch brave Leute auf der Welt!“

Von da an war's nicht mehr böß gemeint, wenn seine Kameraden Theodor noch Bettelvogt nannten; hie und da brachte ihm Einer ein altes Hemd, ein paar Kreuzer oder etwas zum Essen: „Da Bettelvogt, hast etwas für deine Grabenleut!“ und Theodor lachte und brachte es den armen Leuten, und die Schulknaben freuten sich mit ihm, daß die fremden Kinder nun so viel vergnügter und sauberer ausfahen, obgleich sie sie hie und da noch im Spaß: „Theodors Bettelbuben“ nannten.

Das neue Haus.

Nun kam Theodors Geburtstag. „Mutter,“ fragte er vorher, „darf ich auch einen Wunschzettel schreiben? Karl darf allemal vor dem Geburtstag oder Christtag alles aufschreiben, was er sich wünscht, dann gibt ihm sein Vater davon was er will.“

„Na,“ lachte die Mutter, „das darfst du meinetwegen schon, du bekommst dann eben was wir gut finden; wünschen kostet nichts, nur mußt du zufrieden sein, wenn du nicht alles kriegst.“

Des Theodors Wunschzettel war nun nicht groß, nur etwas sonderbar, er lautete also:

Wunschzettel für den Geburtstag des Theodor Freisinger:

- 1) ein paar neue Stelzen,
- 2) eine mürbe Brezel, und
- 3) ein paar Bretter und viel Kalk.

„Na, das ist ein wunderlicher Wunsch,“ sagte sein Vater und lachte, „Stelzen kann's schon geben, aber was willst du denn thun mit Brettern und Kalk? willst du dir ein eignes Haus bauen?“

„Rein, siehst du, Papa,“ erklärte Theodor und wurde feuerroth, „die Klemptnersbuben haben mir gesagt, daß sie noch immer keine Stube kriegen können zum Wohnen, und im Herbst wird's kalt, und dann kommt auch ihre Mutter aus dem Armenhaus, die bringt noch dazu ein ganz kleines Kindlein mit, dann können sie doch nicht mehr im Karren schlafen. Da hat der Klemptner gesagt, wenn er nur ein paar Bretter hätt' und Kalk, er wollte unter der Brücke sich schon eine Stube bauen, es wäre da warm, wie in einem Keller; und du hast ja so viel Bretter, Papa, du schenkst mir wohl ein paar für ihn! und Geld hat der Klemptner gar nicht wenig, er hat seinen Gaul an den Schinder verkauft, da hat er ein paar Gulden bekommen.“

„Na, wir wollen selbst sehen,“ sagte der Vater lachend, „ein flottes Haus wird's gerade nicht geben, aber starke, dicke Mauern hat die Brücke.“